

Sommerliches Meer

Autor(en): **Rychener, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 33

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645876>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und nun begibt sich etwas, das die Aufmerksamkeit der Leute mit einem Schlag auf andere Bahnen lenkt. Der Mehlhuu, sonst ein seltener Wirtshausgast, steht schweißtriefend in der Sperrweit offenen Türe:

„Ein Unglück! Dem Urech Leu sein achtjähriger Bub ist über die Bärwand hinaus zu Tod gefallen!“

Erst nach einigem Verschmausen vermag Felix den Hergang des bösen Ereignisses knapp zu berichten. „Die Bengel haben sich trotz des Verbotes wieder einmal damit erlustigt, oben beim Absturz auf den Stauden herumzuklettert. Dem Urech seiner, der auch schon seinen Rauch im Kopfe hat, wollte es natürlich allen zuvortun. Auf ein Tännchen ist er geklettert und hat sich ganz zu oberst hin und her gewiegt, solange, bis es dem schwachen Wurzelstockl einesmals zu viel wurde. Das Stänglein hat sich überzwerch gelegt, kein Blärren und Webern hat geholfen, der schöne Bub ist als ein blutiges Häufchen Fleisch unten auf den Steinen gelegen, just vor dem Bärenloch, wo die Stieglerin vom Bann vor Jahren den letzten Bären mit dem Küchenbeil erschlug, während sie zuhören mußte, wie das Untier ihrem neunzehnjährigen Sohne mit seinen Pranken die Rippen zerbrach. Der Präses Gut von der Großenweiler Weidgenossenschaft, der zufällig in der Nähe dem Angeln oblag, hat das Leichlein aufgehoben und dem Wehrtanner ins Haus getragen. Eine halbe Stunde später hat dann der Urech Leu sein Heimwesen mitsamt dem Uberschn an die Großweide verkauft. Wieder drei Hoffstätten weniger am Berg; dem Fryner wird es auf seiner Insel wohl auch bald verleiden.“

Der letzte Winter.

Mehr als fünf Jahre lang hat Hannes Fryner nun mit seiner Familie als Halb-Einsiedler auf dem Heiletsboden standgehalten. Standhalten ist kein zu lautes Wort, denn es ist um das Höflein zur Quell recht tot und einsam geworden. Urech Leu hat sich nach dem Verkauf seines Heimwesens nach Schönau hinab verzogen und ist dort Lammwirt geworden. Aber er ist seinem Schwur auch im Tale treu geblieben, er hat keine Mühe gepart, dem alten Nachbarn auf dem Berge zu schaden und weh zu tun, auch wenn es ihn Opfer kostete. Schon im ersten Sommer hat er die beiden Heimwesen zum untern und obern Kirchgarten aufgekauft und mit einem ansehnlichen Verlust an die Großweide weitergegeben. Auf dem Platze des von der Bildfläche verschwundenen Uberschnhofes steht jetzt ein Sömmerungsstall, und auch der obere Kirchgarten ist abgetragen worden, weil sich die Kosten des Unterhaltes nicht gedeckt hätten.

Das Heim zur Wehrtanne, das sich Urech Leu als Eigentum vorbehalten, steht zwar noch, aber es hat seinen alten Stolz gemach von sich abtun müssen, es ist recht traurig bestellt um das einst so stattliche Berghaus. Der Lammwirt in Schönau kümmert sich nicht um seinen Väteritz, der schon bei seinem Wegzug dem Zustande der Bau-fälligkeit nahegekommen war. Sein Haß gegen den Berg, der ihm den Sohn raubte, ist verschwiegen, aber er sitzt tief. Urech hat den Bannkreis des Wetterstuhls nach dem Verschachern der Kirchgartenhöfe mit keinem Fuß mehr betreten. Wenn ihm ein Bergler berichtet, daß übermäßiger Schneefall einen Teil seines Hausdaches eingedrückt hätte,

so daß jetzt Regen und Wintertraufe den Weg durch alle Böden hindurch bis in den Keller hinabfänden, so lacht er trocken heraus. „Die Kellerdohle wird die Wässerlein schon schluden.“ Andere tragen ihm zu, es hätten fremde Berggänger, die vor einem Gewitter Unterschlupf suchen mußten, die Fensterläden herabgelassen, es sei bei einem späteren Hagelschlag kaum eine Scheibe mehr ganz geblieben. Der Lammwirt meint verkniffen darauf: „Wenn dem Fryner auf dem Heiletsboden die Front nicht mehr gefällt, so kann er seinen Rüssel nach der andern Seite kehren.“

Man hört freilich hin und wieder munkeln, Urech Leu brächte nicht einmal mehr die Mittel auf, sein ererbtes Heimwesen instand zu setzen. Im Uebereifer, sein an den Kirchgartenhöfen verlorenes Geld doppelt wieder hereinzubringen, hat er nämlich, auf seinen guten Blick vertrauend, zwei große Bauerngüter im Unterland erworben und dabei seine Rechnung falsch gemacht. Es wird gemach zum öffentlichen Geheimnis, er habe sein leeres Wirtshauslein an der Hintergasse zu Schönau mit einer bösen Schuldenlast beladen müssen, um sich zur Not über Wasser halten und wenigstens noch tagaus, tagein seinen Saß klopfen zu können.

*

Ein schwerer Winter hat sich auf den Berg gelegt. Mit früher Kälte einbrechend, wirft er nach Weihnachten eine Schneelast auf Trift und Gaden, auf Gehöfte und Almbreiten herab, wie man sie seit Jahren nicht mehr gesehen. Darauf setzt ein Sturm ein, der einen Tag und zwei Nächte hindurch mit solcher Wucht über die Kämme hereinfährt und durch Schlucht und Kleintal fegt, daß in Gewänd und Balkengefüge der alten Holzhäuser ein Geseufze und Stöhnen umgeht. Wenn es auf Augenblicke erschweigt, so ist die Stille um so unheimlicher, jeder neue Stoß kann den Zusammenbruch bedeuten. Sträßlein und Steigpfade sind stellenweise viele Meter tief mit Schneewächten eingedeckt und noch immer türmen sich die Haufen unheimlicher auf. In den höheren Berglagen ist jedes Heim eine Welt für sich, den Gewalten des sinnlos gewordenen Winters auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Die eingeschneiten Berglerfamilien, jede auf sich allein gestellt, fühlen sich von der großen Gemeinschaft abgetrennt, ja von ihr förmlich preisgegeben. Nur die Erinnerung an frühere Notzeiten hält in den Herzen den Hoffnungschimmer wach: Es wird auch dieses Mal vorbeigehen ... (Fortsetzung folgt.)

Sommerliches Meer.

Von Hans Rychener.

Die bedächtige Nebenbahn müht sich hinaus von Königsberg an den Ostseestrand. Brütender Mittag, blau schwelgendes Lichtreich eines wolkenlosen Himmels. Tropfenes fruchtbares Land weit ringsumher, endlos flach wogende Erde, ergeben in brütender Sonne. Nirgends noch zeigt sich das Meer. Ohne Blick auf seinen blau waltenden Spiegel schiebt sich endlich das Stationsgebäude von Rauschen neben den Zug und lockt mit dem kühlen Klang seines Namens viel buntes Stadtvolk aus den Wagen.

Schnell steige ich aus, eile über die Geleise in ein nahes Wäldchen, und gleich blinzt und schimmert glückheißend zwischen den Bäumen das Meer und haucht auch schon frisch seinen Atem daher. Dann lichtet sich wunderbar

das schmale Waldband, und ich trete hinaus in eine blendende Allmacht der Sonne, bleibe froh betroffen stehen, zu Füßen einen Steilhang, der jäh niederstürzt an das große berauschend nahe Wasser. Leichte Wellen stürmen da spielend auf feinen Sand, wallen und wippen, flimmern und schäumen, spritzen und zerrinnen rastlos sich drängend aus der lichttrunkenen Fläche, die allmächtig in ihrer warmen Ruhe sich hinzieht.

Dunkel läuft der Absturz des gleichförmig erhobenen Landes weit am Meere dahin, seinem urzeitgewaltigen nagenden Vernichtungswerk hier mehr und dort weniger gewichen. Zu Füßen der endlosen zerrissenen Steilküste schmiegt sich unentwegt ein holdes Band hellen Sandes dahin. Rastlos laufen die sonnigen Wellen darauf und breiten duftig weiß ihren Gisch aus, vor unzähligen Menschen, die da weit verstreut sich im Banne des sommerlichen Meereszaubers am lichten Tage erfreuen.

Jäh fällt der schmale Pfad. Dann ungewohntes Schreiten. Trockener Sand, in dem Wasser geheim waltet, hindert meinen Schritt. Drüben entfliehend, winken großartige Bretterbauten mit wallenden Flaggen und grellem Bade-Mode-Getriebe. Lachend anstürmende Wellen geben mir das Geleite. Froh und bunt dazu umfängt mich der Menschen offen hingestretes Treiben. Ein paar Kleine hier, munter und braungebraten, türmen emsig eine Sandburg auf, graben dem Wasser einen Zugang, springen erwartungsfroh in die Sandfeste und verfolgen stolz vergnügt die hereinbrechende kleine Flut, die mit aufschäumenden Armen sie blinkend umkreist. Hinter hochaufgescharrtem Sandwall träumt ein glückliches Pärchen seine süßen Sommerträume, und draußen im nahen Wasser erwartet eine frohe Jungsjahr, Knaben und Mädchen, die nächste große Welle. Mit sich steigender wonniger Spannung blicken sie ihrem stummen drohenden Nahen entgegen, bis sie alle, von ihr erbarmungslos ergriffen, in die Höhe und dann in die Tiefe fahren, dabei untertauchen und glücklich-angstvolle Schreie ausstoßen. Geborgen auf trockenem Sand ruht ein breites Ruderboot. Sein Schatten birgt ein paar junge Männer, die eifrig Karten spielen. Unvermerkt umraunt und befächert sie der sonnige Rauschgesang des Meeres. Hinter ihnen über schroffem Anstieg waltet stumm gelassen der dunkle Wald.

Wie einzig schön, an einem stillen Plätzchen die Kleider abzulegen, um sich in den wonnig heißen Sand zu werfen und von der Sonne voll durchströmen zu lassen und im Angesicht des herrlich weiten Wassers mit seinem wundervoll lichtjubilenden Sineinanderpiel unfaßlicher Farbtöne das unabstreifbare Kleid all seiner nichtigen Alltagsgedanken zu vergessen! Seltsam betäubt vom nahen Rauschgesang des Meeres und dem leisen Hauch seines würzigen Atems verfall' ich da in glückhaft sinnendes Träumen. Woge um Woge wälzt sich heran, Minute auf Minute, Stunde um Stunde, während Tagen und Nächten schon, seit Jahren und Jahrtausenden. Seit wann? Wie lange noch? Ewigkeit raunt. Stets neu ist das Anklitz des ewig gleichen Wassers. Wellen tauchen auf aus fernem Blau, wandeln einher in allbeseelendem Urzwang, stürzen am Ufersand, zeichnen sich ab vergänglich im Sand nach Größe und Wucht und gehen auf zu neuem Werden im All, das sie geboren.

Wie herrlich, sich den verlockend nahen Wellen entgegenzutürzen, mit der weichen Kraft ihres wohligen umfließenden Wassers zu kämpfen, ziellos durch die Fluten zu schwimmen und nichts zu tun als sich freuen am urfreundlichen Nachmittag voll Sonne, Luft und Wasser! Darauf sich wieder hinlegen, einem schlanken Boot nachschauen, das mit mächtig aufragendem schneeweißem Segel in stummer Eile majestätisch die Fluten durchschneidet, aufhorchen beim stehenden Schrei einer Möwe und dann sorglos einschlafen, umschleiert von der bunten Schauffülle froher Reife-

tage und langer Eisenbahnmächte, die dumpfen Stöße des nahen Rauschens sachte in den Ohren verklingend ...

Kalt packender Schred reißt mich jäh aus dem Schlaf in finstere Bedrängnis. Bridelnde Kühle leckt an den Füßen. Traum? Wirklichkeit? Nur mühsam komme ich zu mir. In heftigen Stößen tost drohendes Wasser heran. Verstört stehe ich auf, fasse mich, packe die Kleider und weiche dicht an den nahen Steilhang. Raun erkenne ich die Umgebung wieder. Schwerer, finster drohender Wolkenhimmel über mir. Beengend nahe und wild aufgebracht das Meer. Zämmerlich zerschellen die mächtig angewachsenen Wogen am sanften Anstieg und zischen dann weit sich ausbreitend flach über den Sand daher. Ein Blitz leuchtet gespenstisch auf das zerwühlte Meer herunter, ein Atemzug, und es folgt ein Knall, dessen ungeahnte Heftigkeit sich in ein langsam verstummendes Dröhnen verzieht. Hastig werfe ich die Kleider um. Ich glaube kaum der Uhr, daß es Abend geworden. Kein Mensch weit und breit. Die ersten Regentropfen fallen, schwer und aufdringlich. Eilig verlasse ich den Strand, dessen erst noch so farbig bewegtes Treiben wie von den Wogen weggespült völlig erloschen ist, erklattere den Steilhang, breites gewaltig brummendes Donnernollen und Wassergebraus im Rücken.

Am Rande des schwarzen Wäldchens in erhabener Höhe bleibe ich kurz stehen. Frech sprüht mir der Regen ins Gesicht, und hinter mir wühlt geheimnisvoll der Wind in den Bäumen. Blitze fladern aus dem finstern Gedränge der Wolken und schimmern fahl und schrecklich auf dem wild zürnenden Meer, dessen dunkle Wogen mit grau tanzenenden Schaumkronen giervoll der weißen, tosenden Brandung entgegenjagen. —

Zwei Gedichte von Irmela Linberg.

Wanderdünen.

Die blachen Wiesen grünen,
Es grünen die Weiden im Land.
Fern aber gilben Dünen
Traumhaft am Himmelstrand.

Ihre Säume grünten
Sterne, Wogen und Wind
Und ferne heiße Wüsten,
Die ihre Schwestern sind.

Sonne und Regen ziehen
In ewiger Wiederkehr, —
Und die Dünen fliehen
Weiter und weiter ins Meer ...

Das Meer und Du.

Wie das überschwängliche
Nimmer vergängliche
Meer so weit —
Bald sonnenhelle
Mit tanzender Welle
Zu Jubel bereit,
Bald wolkenumzogen
Mit schweren Wogen
Zu tiefem Leid —

Laß schäumen und schmollen,
Laß dunkel sie grollen
Ohne Raft, ohne Ruh —
Laß heiter sie blinken
Und loden und winken
Nur immerzu! —
In jedem Getriebe
Hat all meine Liebe
Das Meer — und du!